Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 7

Artikel: Der Tod im Indianerdorf : Erlebnisse auf einer einsamen Forschungsreise in den Urwald Brasiliens

Autor: Christinat, Jean-Louis

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073780

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

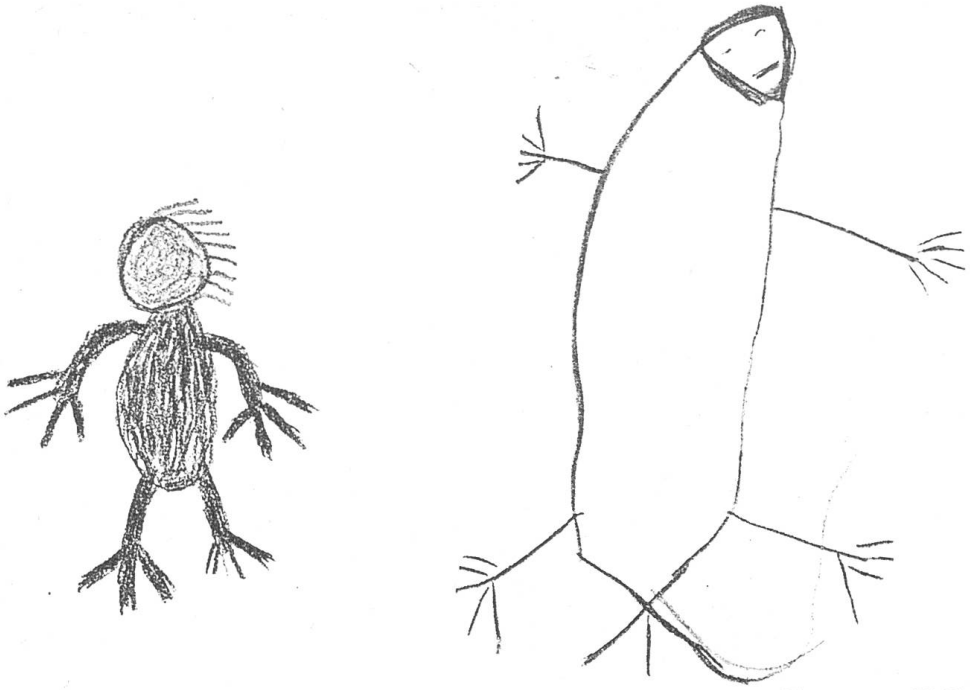
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Der Tod im Indianerdorf

Erlebnisse auf einer einsamen Forschungsreise in den Urwald Brasiliens

Von Jean-Louis Christinat

Unter den Titeln «Abenteuerliche Fahrt auf dem Rio Juruena» und «Söhne und Töchter der Wildnis» hat uns der junge Genfer Jean-Louis Christinat in der Dezember- und in der Januar-Nummer des Schweizer Spiegel bereits zahlreiche Eindrücke von seiner Forschungsreise in die unwirtlichen Gegenden zwischen Mato Grosso und Amazonas vermittelt. Am Ende der gefährlichen Flussreise hat er schliesslich, fast wie durch Zufall, das Flüsschen gefunden, an dem das gesuchte Dorf der Erigpactsa mit seinen 35 Menschen und seinen sechs Hütten liegt. In einer dieser Hütten leben die unverheirateten Männer von 14 Jahren an, in einer anderen Christinat mit seinem Begleiter Léonard und in den vier übrigen die Indianerfamilien.

Vor bald acht Jahren sind die weissen Seringueiros oder Kautschuksucher mit diesen Indianern in Kontakt gekommen. Seither ist die Gemeinschaft der Erigpactsa mit ihren einst etwa zwanzig Dörfern und dreitausend Menschen zerfallen. Die Stammesorganisation ist verschwunden, und auch in dem Dorf, wo Christinat nun lebte, erfüllt der Älteste nur noch das Allernotwendigste der Funktionen eines Chefs. Umso bedrohlicher wurde die Lage des Verfassers und seines Begleiters angesichts der Tatsache, dass er aus einem Schiffbruch nur wenige Lebensmittel hatte retten können und auch die Indianer selber mit ungewöhnlich kleinen Vorräten der Regenperiode entgegensahen. Im folgenden schildert uns Christinat, wie sich das Ende seiner Expedition abspielte. Red.

Am 11. März gibt es nochmals, wie durch ein Wunder, einen Tag ohne Regen. Léonard geht jagen, während ich Photographien und Filme mache. Einige Stunden später kommt mein Begleiter mit einem erlegten Affen zurück.

Affenfleisch ist ein Lieblingsgericht der Erigpactsa. Sie essen freilich auch gerne Tapir-, Reh-, Caitetu-, Queixada-, Capivara-, Baca- und Cotia-Braten. Ebenso lieben sie das Fleisch und die Eier der Schildkröten. Dagegen scheint es, daß Krokodile und Schlangen nicht zu ihrer Nahrung gehören. Unter den Insekten verspeisen sie eine Art großer Flöhe, Heuschrecken und bestimmte Ameisenarten.

Meine Indianer haben auch eine große Vorliebe für Honig. Sie zögern nicht, einen Baum zu fällen, an dessen Wipfel sie ein Bienennest entdecken.

Eine Hauptnahrung der Erigpactsa, die einzige, die sie über längere Zeit aufbewahren, sind die Pará-Nüsse. Die Pará-Frucht hat etwa 12 Zentimeter Durchmesser und wiegt 600 bis 850 Gramm. Wenn sie reif ist, fällt sie auf die Erde. Der Indianer zerschlägt sie auf der Stelle mit einem kleinen Schläger oder mit der stumpfen Seite des Buschmessers. Er entnimmt der Frucht die Nüsse, deren Zahl zwischen zwölf und achtzehn je Schale beträgt. Die Frauen flechten daneben Körbe aus Palmenzweigen und bringen die Ernte ins Dorf zurück. Die Pará-

Nuß kann roh gegessen werden, aber nur in kleinen Mengen; sonst ruft sie arge Bauchschmerzen hervor. Oft wird die Nuß zerstoßen und mit Waldhonig gemischt verspiesen. Diese Masse kann auch auf Tonplatten gebacken werden, sodaß daraus eine Art goldfarbenes Biscuit entsteht. Andererseits wird sie auch als Zutat zu grilliertem Fleisch oder zu Maissuppe verwendet.

Eigenartiger Fischfang

Jetzt, am 11. März, haben die Indianer bereits fast nur noch solche Pará-Nüsse als Nahrungsreserve. Die Ernte ihrer zwei Pflanzungen, die im Gemeinbesitz des Dorfes sind, ist verzehrt.

Ich fällte jüngst einen Palmito, entnahm ihm das Mark und aß es unter den staunenden Blicken der Indianer. Diese hatten bis dahin offensichtlich nicht gewußt, daß das Innere der Stämme dieses in der Gegend recht häufigen Baumes eßbar ist. Das scheint zu bestätigen, daß die Erigpactsa vor nicht allzulanger Zeit von anderen Indianerstämmen in diese Gegend abgedrängt wurden.

Die Erigpactsa sind geschickte Jäger mit Pfeil und Bogen. Die jungen Knaben verwenden auch Keulen. Bei einer Jagd auf Wildschweine zum Beispiel locken die Knaben die Jungtiere an, indem sie die Stimme der Weibchen nachahmen, und strecken sie dann nieder. Anderseits sieht man oft im Dorf allerhand gezähmte Tiere, Vierbeiner, Affen oder Vögel. Bei den Jagden werden die kleinen Jungtiere im allgemeinen geschont und den Kindern nach Hause gebracht. Die Vögel werden oft aus ihren Nestern geholt. Alle diese Tiere werden im Dorf stets gut gepflegt.

Die Jagd ist indessen während der Regenzeit kaum möglich. Die Fischerei, die ausschließlich von Männern praktiziert wird, ist ergiebiger und die regelmäßigste Nahrungsquelle. Während der Regenzeit sind außer den Pará-Nüssen die Fische die einzige Nahrung dieser Indianer. Bis 1956 kannten sie vier Arten zu fischen: erstens mit dem Bogen von einer Piroge oder vom Ufer aus; zweitens mit dem Totschläger am Ende der Regenzeit in den Tümpeln, wo die Fische zurückgeblieben sind; drittens mit dem Timbó, einer Art Behälter, der von vielen Indianern verwendet wird; schließlich mit der Pará-Nuß.

Dies ist die eigenartigste Methode. Der Fischer ruht am Ufer und kaut Nüsse. Neben sich hat er einige Gluten gelegt. In der Hand hält er einen vasenförmigen Korb, der als Sieb gestaltet ist. Von Zeit zu Zeit spuckt er das Fruchtfleisch ins Wasser, nachdem er das Sieb etwa 50 Zentimeter unter die Oberfläche gesenkt hat. Eine Unmenge kleiner Fische von 6 bis 10 Zentimeter Länge stürzen sich sofort auf die Nußteile, und das Sieb wird mit einem Ruck hochgezogen. Die kleinen Fische, die darin zurückbleiben, werden für einige Augenblicke auf die Gluten gelegt – und sofort gegessen!

Seit der Bekanntschaft mit den Weißen kennen die Erigpactsa auch das Fischen mit der Rute und Angel. Sie lernten dieses Fischerzeug aber erst richtig handhaben, als Léonard und ich es ihnen vormachten. Nur eine jener Arten des Fischfangs geschieht also von einem Boot aus, und in der Tat lieben die Erigpactsa das Wasser nicht, weder zum Baden noch zum Herumfahren. Ihre Benennung als Canoeiros durch die Kautschuksucher scheint mir daher schlecht gewählt.

Das Flötenspiel im Mittelpunkt

Außer für die Pirogen bearbeiten die Erigpactsa das Holz für die Totschläger, die Bogen, die Kriegsflöten, die Spachteln zum Mischen der Speisen, die Mörser und die Stößel zum Zerstoßen der Nüsse und des Getreides, für ihre großen Ohrscheiben und für die Speere, die sie beim Tanzen verwenden. Aus Palmblättern werden unter anderem Spielzeuge, Pfeilchenspiele, Kreisel, Pfeifen sowie Kronen für die Tänze hergestellt. Der Rundkorb ist einer der wenigen Gebrauchsgegenstände, bei denen ornamentale Versuche festzustellen sind.

Vom Körperschmuck abgesehen konzentriert sich der künstlerische Ausdruck weitgehend auf die Flötenmusik. Die Erigpactsa kennen zehn Flötenarten, wovon die meisten der Unterhaltung dienen. Es gibt Spezialisten, die in mehreren Dörfern von Zeit zu Zeit vorbeikommen, um die Flöten zu stimmen. Eine wird im Krieg verwendet, eine andere zur Nachahmung der Vögel, und die größte, die nur einen ziemlich tiefen Ton aufweist, wird in Gruppen von zwei bis sechs Personen gespielt, sitzend oder beim Tanzen. Dieser Tanz mutet wie eine Art Polonaise an. Die Beteiligten folgen sich in Einerkolonne, eben im

Indianermarsch, beschreiben einige Kreise vor den Hütten und gehen dann hinein. Dort offerieren ihnen die Frauen ein Nußgetränk.

Gesungen wird nicht gemeinsam. Hingegen hört man oft gefällige Lieder von Frauen oder Mädchen während der Hausarbeit.

Religiöse Bräuche habe ich kaum beobachten können. Ich führe das zum Teil auf den Zustand des inneren Zerfalls zurück, in dem ich diese Dorfgemeinschaft angetroffen habe. Heilig ist der übrigens seltene weiße Affe, der daher von den Erigpactsa auch nie getötet wird. Der Vorbeiflug eines weißen Vogels über einer Hütte ist ein Anzeichen, daß einer der Bewohner sterben wird. Der Erigpactsa-Indianer fürchtet den Morococho; das ist, ähnlich dem Yeti des Himalaya-Gebirges, ein stark behaarter Riese mit einem üppigen Bart und langen Kopfhaaren, der auf zwei Beinen geht. Er hat sehr lange Arme, die dem Körper entlang herabhängen, und entwickelt einen schlechten Geruch. Er wohnt «bei einem gewissen Bach» im Wald. Zwei Erigpactsa haben mir versichert, daß sie ihn angetroffen hätten. Sofort hätten sie den Kopf abgewendet und seien geflüchtet. Ein anderer sagte mir, sein Vater sei daran gestorben, daß er Morococho-Atem eingeatmet habe.

Ich gebe Zeichenunterricht

Daß meine Indianer Talente haben, von denen sie nichts wußten, zeigte ein Experiment, das ich gemäß einem Wunsch des Genfer Ethnographischen Museums veranstaltete. Für ihre relativ einfache Körperbemalung gebrauchen sie eine schwarze Farbe, die sie der Holzkohle entnehmen. Die Frauen verwenden für das Tätowieren der Kinnpartien Blau aus der Jenipapo-Frucht und für das Schminken Rot vom Urukuzeiro-Korn, womit sie auch die Hängematten und das Kindertragband färben. Aber die Erigpactsa kannten, wie sie mir bestätigten, das eigentliche Zeichnen und Malen in keiner Weise.

Nun entwarf ich auf dem Boden die Umrisse eines Fisches und fragte, was das sei. Schnell kam die Antwort: «Matká» (Fisch). Dann machte ich einen Pfeil, und ein Kind antwortete sofort: «Arobik» (Pfeil).

Die Indianer fanden großen Gefallen an diesem Spiel und versuchten, um die Wette möglichst schnell zu antworten. Béu, eine etwa 25jährige Indianerin aus der größten Hütte, schien mir intelligenter als die anderen. Ich gab ihr ein Blatt Zeichenpapier und eine Schachtel mit Kreidestücken in fünfzehn Farben. Nach langem Zögern wählte sie die schwarze. Diese ungeschickt in Händen haltend, fing sie an, drei gebrochene Linien zu zeichnen, dann eine in zwei Richtungen schraffierte Figur. Dazu sagte sie «Pihí» (Wasser) und «Matká».

Ich gab dann das Zeichenmaterial Stammesangehörigen verschiedenster Altersstufen. Ich erhielt zahlreiche, recht expressive Figuren, die ähnlich anmuten wie unsere Kinderzeichnungen. Alle Indianer zeichneten nach eigenen Ideen, der 4jährige Toko einen Krokodilkopf, der 6jährige Tupam «Das böse Wasser» (offenbar die Stromschnellen des Rio Juruena, die er beobachtet haben muß, als er ältere Stammesgenossen auf Fischzügen begleitete), die Indianerin Urumanje eine Schlange, der Indianer Tokta eine Schlafmatte usw.

Am eigenartigsten ist eine (am Kopf dieses Artikels wiedergegebene) Zeichnung der Béu. Zuerst wollte sie einen Fisch darstellen, plötzlich schrie ein Affe in den Bäumen und erregte ihre Aufmerksamkeit. So fügte sie zwei Arme und zwei Beine mit Fingern und Zehen an und veränderte den Kopf. Als sie mir das Blatt zeigte, wies sie in der Richtung des Affengeschreis und sagte «Buatsi» (Affe).

Die einzige Zeichnung, bei der ich das Sujet bestimmte, ist die des Indianers Jakupibi, das gefürchtete Riesenwesen Morococho darstellend (die andere Zeichnung im Artikelkopf). Jakupibi hatte erklärt, er habe es gesehen, aber von sehr weit weg.

Die Rache der Erigpactsa

13. März. Der Himmel ist bedeckt. In unserer Piroge fahre ich zum Juruena hinunter, um zu fischen. Plötzlich bemerke ich weit unten einen schwarzen Punkt, der sich unmerklich nähert. Schließlich erkenne ich die typische Form einer Kautschuksucher-Piroge und darin zwei Männer.

Zwanzig Minuten später legt sich ihr Schiff dem meinen entlang. Ich erfahre, daß die beiden vom Pará-Staat kommen und sich über Porto dos Gauchos nach Cuiabá begeben. Ich frage, ob sie gegen eine Stunde warten könnten und hole im Dorf drei Briefe, die dort schon bereitliegen.

Bei meiner Rückkehr warnen sie mich, es könnten

in einigen Tagen vier Banditen hier vorbeikommen. Sie hätten Vorräte einer Kautschukplantage geraubt und seien von der Polizei der Staaten Pará und Amazonas gesucht. Einer namens Cicero werde auch «Indianertöter» genannt: letztes Jahr habe er in dieser Gegend einen Einheimischen umgebracht.

Nun hört der Regen kaum mehr auf. Er trommelt auf das Palmdach, meine Kleider setzen Schimmel an, die Grillen rennen auf dem Hüttenboden herum.

17. März. Eine ungewöhnliche Unruhe ergreift das Dorf. Aus allen Hütten sehe ich Indianer treten, die sich in Eile zum Flußufer aufmachen.

Was ist passiert? Hat ein Krokodil eine Indianerfrau oder ein Kind geschnappt? Mit großen Schritten gehe auch ich zum Flüßchen, wo ein lärmiges Gespräch im Gang ist. Die vier Indianer, welche heute morgen fischen gingen, sind zurück. Einer von ihnen entnimmt einer fremden Piroge eine Axt, zwei Schlafmatten, Angelruten, eine Decke und mehrere Blechbüchsen.

Ich frage, wo sie das alles gefunden hätten.

«Dort, Rio Juruena!»

Ich öffne die Büchsen. Darin finde ich Munition für zwei Revolver, etwa zwei Kilo Reis und einen Rest Manioka-Mehl. Die Indianer wollen die Axt und das übrige behalten. Ich bedeute, daß das nicht ihnen gehöre, und nehme es in Verwahrung. Sie ziehen sich murrend zurück.

Bald sucht mich Tokota, der mit auf der Fischjagd war, auf: «Jean, ich wollen Axt, Schlafsack und Decke für Frau!»

«Tokota, das gehört nicht dir. Vielleicht Zivilisierter Schiff verloren und nachher sagen, Ericpactsa Dieb. Jean alles behalten in Hütte. Vielleicht kommt Zivilisierter eines Tages?»

«Nein, Zivilisierter niemals eines Tages kommen!»

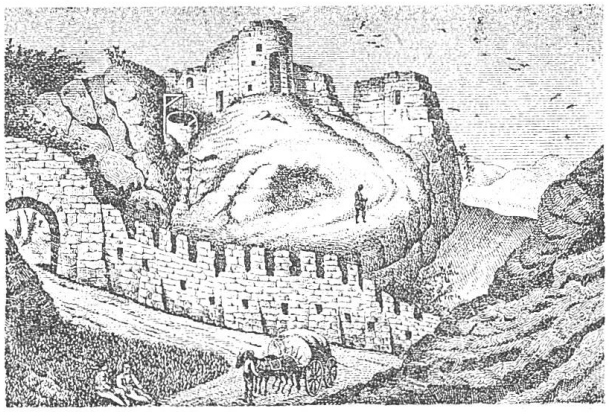
«Wieso?»

«Zivilisierter tot!»

Nun erzählt Tokota. Als sie zwischen den Inseln fischten, signalisierte einer von ihnen, Matero, plötzlich eine Piroge des weißen Mannes. Da versteckten sich die vier unter Laubwerk. Beim Nahen der Piroge haben sie den Mann wiedererkannt, der im Vorjahr einer der Ihren getötet hatte: Cicero. Mit ihm war ein zweites Individuum.

Vier Pfeile teilten die Luft und trafen ihr Ziel. Der Bandit hatte, obschon verletzt, die Kraft, ins

VEXIERBILD AUS DER ZWEITEN HÄLFTE DES 19. JAHRHUNDERTS



Wo ist Frau Holle?

Wasser zu tauchen und in einigen Zügen das Ufer zu erreichen, während sein Begleiter auf der Stelle tot über Bord fiel.

Tokota folgte dem Indianertöter in den Wald. Mühelos holte er ihn ein. Er erledigte ihn, da er seinen Totschläger nicht bei sich hatte, mit einem weiteren Pfeil und ließ ihn liegen.

«Was du jetzt machen mit ihm?»

Tokota zögert, dann: «Nichts, Ameisen essen ihn!»

Ich verlange: «Morgen du zeigen Jean, wo sein Zivilisierter tot!»

«Bui.» (Gut.)

Ich gebe jetzt dem Indianer heraus, was also seine Kriegsbeute ist, behalte aber die Munition, den Reis und das Manioka-Mehl.

Die Erigpactsa haben somit zwei Männer getötet. Aber es war eine gerechte Exekution von Verbrechern. Ein großer Vertrauensbeweis, daß sie mir alles erzählt haben! Die vier Banditen hatten sich wohl in zwei Gruppen getrennt. Wo ist die andere Piroge? Mir kommt ein Verdacht . . .

Die Menschenfresserei

Interessant, Tokota hat mir also gesagt, er wolle den Körper des Toten einfach liegen lassen. Sollte er ihn aber nicht nach den Erigpactsa-Sitten essen? Nach allen Berichten, die ich in Cuiabá von Kautschuk- und Goldsuchern erhalten habe, sind diese Indianer Menschenfresser. Zwar scheint bisher niemand einen genauen Beweis dafür zu haben; aber wenn man den Körper eines vermißten Seringueiro findet, fehlen immer der Kopf, die Arme und die Beine.

Wahrscheinlich verzichtet Tokota wegen unserer Gegenwart diesmal auf das Zerlegen des Körpers mit anschließendem Festmahl. Soll ich ihn veranlaßen, dennoch mindestens den ersten Teil dieser makabren Praxis auszuführen? Ich könnte dann sensationelle Fotos und Filmbilder machen, die mir Tausende von Dollars einbrächten.

Nein, ich werde seinen Entschluß achten. Ich bin ja nicht hierher gekommen, um in Sensation zu machen, sondern um diese Indianergruppe zu studieren und zu befrieden.

Am nächsten Tag regnet es zu viel, an den folgenden ist Tokota jagen gegangen. Erst nach neun Tagen, am 26. März, entschließt er sich, mir die Leiche zu zeigen. Trotz starkem Fieber gehe ich mit in den überschwemmten Wald. Nach zweieinhalb Stunden sind wir am Ziel. Der Körper ist zur Hälfte im Schlamm eingesunken. Einer der Pfeile hat ihn am Bein erwischt und ist wohl wieder herausgefallen. Der andere steckt im Rücken, zerbrochen durch den Fall des Körpers. Das Gesicht ist eine Maske des Schreckens, zerfressen von der Auflösung und von den Ameisen. An einer Hand ist schon kein Fleisch mehr übrig.

Ich bitte Tokota, mir zu helfen, ein Loch zu graben. Er weigert sich. Vielleicht hat er recht, warum soviel Arbeit für einen ruchlosen Halunken? Doch, diese verlassene Leiche ist mir zuwider. Mit meinem Buschmesser grabe ich ein flaches Loch in der durchlässigen Erde, schiebe die Leiche mit einem Stock hinein und decke sie rasch zu. Jetzt geht es besser. Aus zwei Ästen und einer Liane stelle ich ein einfaches Kreuz her, das ich in den Boden stecke.

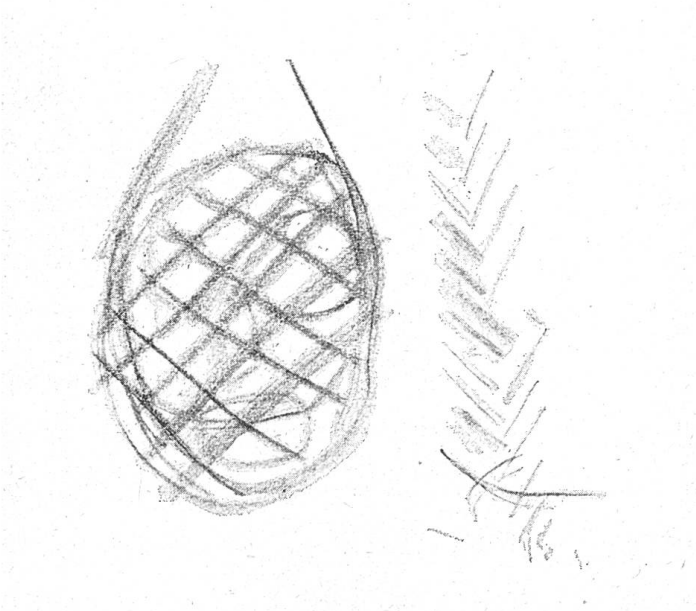
Nun hatte ich Abend für Abend lange Gespräche mit Tokota, Oné, Dschama und Maia. Sie bestätigten, daß die Erigpactsa schon bei den Kriegen zwischen Stämmen die toten Feinde zerlegten und die Teile ins Dorf zurückbrachten. Hier schnitt man ihnen ihr langes Haupthaar ab, das als Schmuck für die prächtigen, von Tukan-Fell umfaßten Tanzspeere mit den Bambusspitzen verwendet wurde. Das Fleisch aß man, um sich die Kräfte des erlegten Feindes anzueignen.

1956 übertrug sich die Sitte auf die weißen Feinde. Die einzige Verteidigungsmöglichkeit der Erigpactsa gegen die Abenteurer und Kautschuksucher, die mit starken Winchester-Repetiergewehren bewaffnet sind, ist der Hinterhalt. Die Indianer bemerken zum Beispiel, daß eine Anzahl von Bäumen im Wald markiert wurde. Das ist die Spur eines Seringueiro. Eine Gruppe beschließt, ihn zu vernichten. Sie ziehen all ihren Schmuck an und führen auf dem Dorfplatz einen Kriegstanz auf, indem sie ihre mit Menschenhaar geschmückten Speere schwingen. Mit Lendenschurz, Schlafsack, Halsbändern, Bogen, Pfeilen und Totschläger schleichen sie dann geräuschlos und unsichtbar ins Gewirr der Lianen und der Riesenpalmen. Wie Schatten stellen sie sich auf der Piste auf, wo der Seringueiro vorbeigehen wird.

Wenn er kommt, das Gewehr umgehängt und den Revolver eingesteckt, hat er nicht Zeit, zu reagieren. Ein oder zwei Pfeile nageln seinen rechten Arm an

den Rippen fest, hindern ihn somit, seine Waffe zu ergreifen. Andere Pfeile verletzen ihn an den Beinen, und er fällt zu Boden. Ein Schlag auf das Genick mit dem zwölf Kilogramm schweren Totschläger aus Hartholz erledigt ihn. Die scharfen Kanten dieser Waffe, die mit beiden Händen gehandhabt wird, trennen den Kopf fast vollständig vom Körper des Opfers. Ist der Seringueiro von seiner Frau und Kindern begleitet, so werden diese geschont.

Nun zerschneiden die Indianer die Leiche und nehmen Kopf, Arme und Beine mit sich zurück, nachdem sie diese Stücke in Bananenblätter eingewickelt haben. Bei der Ankunft im Dorf beginnen die Krieger sofort mit der Zubereitung der verschiedenen Stücke. Der Kopf wird ein wenig über das Feuer gehalten, um die Haupt- und Barthaare entfernen zu können. Dann wird er in eine Tonpfanne von 35 Zentimetern Durchmesser gelegt, die nur diesem Zweck dient und die größte ist, die im Dorf gebraucht wird. Die Beine und Arme werden auf den Rost gelegt. Nur die Männer nehmen an der Mahlzeit teil. Die besten Stücke sollen das Gehirn und die Augen sein.



Ist der Kopf gegessen, so wird der Schädel gereinigt und, nachdem man alle Zähne entfernt hat, in einem locker geflochtenen Rindenkorb in der Hütte aufgehängt, wie es aus der hier wiedergegebenen Zeichnung hervorgeht, die der Indianer Jakupibi mir gemacht hat. Manchmal wird der Schädel auch in der Nähe der Hütten auf einer Stange aufgepflanzt. Die Zähne werden zusammen mit einigen Knöcheln zu einer Halskette verarbeitet, die nur die Frauen tragen dürfen.

In der Hölle der Regenzeit

Der Regen fällt ohne Unterbruch schwer, traurig, eintönig . . . Mehr als einen Monat überleben wir auf dieser Art Insel mitten im überfluteten Wald. Das Innere der Hütte ist feucht, und an mancher Stelle läßt das zerfallende Dach den Regen durch. Manchmal geht ein heftiges Gewitter in den Ästen der Baumriesen heulend nieder. Zitternd vor Fieber hören wir in unseren verfaulenden Hängematten das Krachen der stürzenden Bäume. Dem Gewitter in der Wildnis kommen wohl nur jene gleich, die in den Bergen oder auf hoher See plötzlich losbrechen können. Die schmächtigen Palmhütten wankten unter der Gewalt der entfesselten Elemente.

Längst haben wir das Wenige aufgegessen, das wir vom Schiffbruch gerettet haben. Mit dem Direktor der Kolonie von Porto dos Gauchos ist vereinbart, daß ein Motorboot uns am 12. April an der Mündung des Flüßchens abholen würde . . . Noch zwei lange Wochen . . .

30. März. Es regnet. Heute morgen muß ich ein Paar total verschimmelte Schuhe wegwerfen. Es bleiben mir nur noch ein Paar aus Segeltuch und eines aus Leder. Keine Seife mehr! Ich wasche mich und meine Kleider mit Sand.

31. März. Heute nacht hat mein Schlafsack den Geist aufgegeben. Der Stoff ist in Fetzen, in einem Wirbel von Federn bin ich beinahe erstickt. Ich will ihn nicht fortwerfen. Nach acht Jahren Dienst bleibt er eine kostbare Erinnerung an viele Abenteuer.

Meine Sammlung ethnographischen Materials beläuft sich auf 72 Stück, und ich glaube nicht, daß ich sie noch erweitern kann, denn ich habe keine Geschenke mehr zum Umtauschen. Noch einige Fotos, einige Tonbandaufnahmen und Aufzeichnungen – und meine Mission wird erfüllt sein. Zum Glück! Denn Fieber und Hunger beginnen meine Willenskraft zu schwächen.

Heute morgen um 6 Uhr 50 hat uns ein Flugzeug sehr hoch überflogen, dann noch einmal um 7 Uhr 15. Weshalb wohl verirrte sich dieses Flugzeug hierher? Die Indianer haben es nicht einmal bemerkt! Es gießt . . . Der 52. Regentag von 74 Expeditionstagen!

1. April. Heute früh habe ich drei Maden aus dem Rücken eines Zwölfjährigen herausgeschnitten. Er hat sich nicht gerührt.

2. April. Gestern fesselte mich um die Mittagszeit eine Malariakrise an meine Hängematte. Von nachher weiß ich nichts mehr.

3. April. Es regnet weiter. Es ist frisch. Heute morgen hat mich das Husten einiger Indianer geweckt. Ich mache eine Runde durch die Hütten und stelle fest, daß vier oder fünf Eingeborene von Fieber geschüttelt werden, Anzeichen einer starken Grippe. Das hatte gerade noch gefehlt. Unsere Apotheke ist leer!

Eine starke Dysenterie, verursacht durch die Nüsse, dreht mir die Eingeweide um, und ein Schüttelfrost überfällt mich beim Schreiben. Mein Hemd, das einzige, das noch in brauchbarem Zustand ist, tropft. Ich habe es vor drei Tagen im Fluß geschwenkt, und es will nicht trocken werden.

4. April. Es regnet ... Die Grippe hat nun praktisch das ganze Dorf erfaßt. Mein Kamerad lernt seinerseits die eisigen Schauer der Malaria kennen und zittert unter seinen Decken. Ich habe wenigstens die Genugtuung, sicher zu sein, daß nicht wir diese Grippe hierher gebracht haben. Aber im Zustand unserer Schwäche werden wir sie auch noch kriegen.

Auf dem Grund eines Sacks finde ich soeben zehn Ampullen Ozonil. Ich werde es den zehn Indianern einspritzen, die am stärksten unter der Grippe leiden. Wenn sie doch gegen die Krankheit ankämpften und gesund werden möchten! Doch nein, der Canoeiro fürchtet den Tod nicht. Er legt sich nieder, weigert sich, zu essen, und wartet ...

Die Männer hatten es mir gesagt: Jedes Jahr um diese Zeit ist es das gleiche, die Begräbnisse nehmen zu, und der Stamm der Erigpactsa schmilzt, wird kleiner und kleiner, bis er ganz verschwinden wird.

Ein neuer Sturm tobt. Wie weit fühle ich mich von der zivilisierten Welt! Es sind nicht allein die 1120 Kilometer, die mich von Cuiabá, der Hauptstadt des Mato Grosso, trennen, nein ... hier habe ich den Eindruck, in einer anderen Welt, auf einem anderen Planeten zu sein, einem Planeten aus Wasser und Pflanzen ...

Statt den vertrauten Flötentönen und dem gewohnten Lachen sind es an diesem Abend Klagen, Hustenanfälle, das Weinen der Kinder und das pfeifende Atmen der Eltern, die das Schweigen des Gespensterdorfes durchbrechen.

Aus wildem Honig, den die Indianer vor einigen Tagen gebracht haben, stelle ich in großen Pfannen eine Art Sirup her. Bei meinem Rundgang durch die Hütten husten mir die Eingeborenen ins Gesicht, während ich ihnen das Getränk einflöße ...

Von Zeit zu Zeit dreht sich alles vor meinen Augen, und ich lege mich in die Hängematte. Nicht für lange, denn schon kommt jemand mich holen. «Jean – du kommen Hütte!»

Dort liegt ein Kranker. Ich setze mich auf die feuchte, kalte Erde neben seine Hängematte. Der Indianer nimmt meine Hand und legt sie auf seine brennende Stirn. Nach einer Weile will ich mich zurückziehen, aber der Kranke hält meine Hand fest. Also bleibe ich, bis er eingeschlafen ist.

5. April. Noch eine Nacht ohne Schlaf. Diesmal ohne Regen, dafür wird die Kälte gegen den Morgen unerträglich. Mit Mühe steige ich aus meiner Hängematte und dem Moskitonetz, um einige Äste in die Glut zu legen.

Nun kommt die Dämmerung ... Ich stehe auf. Ich habe Hunger. Mit dem Rücken meines Dolchs zerschlage ich ein Dutzend Pará-Nüsse und esse sie mit einem Schluck Wasser. Ich weiß genau, daß nach weniger als einer Stunde meine Eingeweide durcheinander sein werden ... aber es hat nichts anderes.

Während meinem Rundgang durch die Hütten muß ich mich an Stämmen und Stauden festhalten. Es ist überall das gleiche. Die Eingeborenen liegen darnieder und zittern. Andere sitzen mühevoll in der Hängematte, husten krampfhaft, indem sie sich die Brust halten; dann spucken sie aus, auf den Boden, gegen die Wände, bevor sie sich schwer auf ihre Lagerstätte zurückfallen lassen. Das Dorf ist ein einziges großes Spital, aber ohne Medikamente!

Unter den wenigen, die wie durch ein Wunder bisher von der Epidemie verschont geblieben sind, befindet sich der kleine Tupam. Wie alt mag er sein? Ungefähr 10jährig. Stolz auf sein großes rotes Wollhemd, das ich ihm geschenkt habe, folgt er mir überall hin. Nun kommt er mit traurigem Gesicht zu mir gerannt; er zeigt mir einen kleinen, todesstarren Federball. Es ist Chita, einer der zahmen Papageien -- ein düsteres Vorzeichen!

9 Uhr 30. Léonard geht es sehr schlecht. Kopfschmerzen, Übelkeit, Herzklopfen. Ich messe seine Temperatur: 40,2 Grad!

Es regnet wieder. Ich ziehe mich ganz aus und be-

nütze den Platzregen, um ein wenig Toilette zu machen. Vielleicht ist unser Ende nahe, und ich möchte wenigstens sauber sterben. Doch nach einigen Augenblicken zwingen mich Schwindelanfälle, meine Hängematte aufzusuchen. Wir werden nie bis zum 12. durchhalten ... wenn das Schiff am 12. ankommt ...

Gegen Mittag esse ich ein Dutzend Nüsse, aber ich erbreche sie sofort. Léonard redet irr. Am Nachmittag kommt Oné aus dem Wald zurück mit etwa vier Liter wildem Honig. Ich raffe mich auf und bereite einige Kessel voll Sirup zu, den ich unverzüglich an die Kranken verteile.

Beerdigung

Gegen Abend kommt Tokota vom Fischen. Er ist noch in Form, konnte sechs Fische mit dem Pfeil erlegen. Die zehn Gesunden freuen sich darüber, ohne sich um die Kranken zu kümmern. Rasch wird eine Herdstelle aus grünen Ästen erstellt, und die ausgenommenen Fische werden geröstet. Ich nehme ein Stück weg und koche es, um Kawa etwas Brühe bringen zu können. Dieser kleine Indianer ist schlimm dran.

Im Halbschatten der Hütte habe ich Mühe, die Hängematten zu unterscheiden ... Ach, hier ist er. «Kawa ... Kawa ... !»

Keine Antwort! Ich ergreife seine Hand. Sie ist starr! Ich hole meine elektrische Lampe und bemerke etwas Seltsames in diesen erweiterten Pupillen, in diesen zusammengekniffenen Nasenflügeln ... Kawa ist tot.

Kawa, der kleine 12jährige Indianer, der vor einem Monat so viel guten Willen gezeigt hatte, mir die Anfänge der Erigpactsa-Sprache beizubringen ... Armes Kind der Wildnis, das einige Heilmittel, die wir leider nicht mehr besaßen, hätten retten können ...

Schon beginnt das Klagegeschrei. Wie ich aus der Hütte trete, muß ich mich einen Augenblick an einen Baumstumpf anlehnen, alles dreht sich vor meinen Augen, mein Magen krampft sich zusammen, ich habe Hunger ... Taumelnd wanke ich zur Stelle, wo die Männer die Fische rösten: «Kawa moréna!» (Kawa ist tot!)

Sichtlich verärgert verlassen sie ihr Mahl und begeben sich in die Hütte des Toten. Im Vorbeigehen reicht mir Jacupibi ein Stück Fisch, aber trotz meinem Hunger geht heute abend nichts hinunter! Es würgt mich im Hals. Ich möchte mich in meine Hütte zurückziehen und an nichts mehr denken ... Aber es ist unmöglich, ich muß an der Zeremonie teilnehmen und meine Notizen machen.

Jacupibi, als Ältester des Dorfes, führt das Ritual an. Die Hängematte Kawas wird auf dem Boden ausgebreitet und der Körper daraufgelegt. Dann bringt Jacupibi Kawa in sitzende Stellung, Beine und Arme gegen die Brust gebogen. All sein Besitztum wird dem Toten beigegeben, was sich im Falle Kawas auf seinen Bogen und einige Pfeile beschränkt. Die ganze Zeit singt Jacupibi – und alle anderen, selbst die Kranken, stimmen in den Chor ein. Jene, die gehen können, haben sich zu Jacupibi gesetzt, die anderen weinen leise in ihren Hängematten. Von Zeit zu Zeit begleiten Hustenanfälle den Klagegesang, den ich auf Tonband aufnehme.

Unten am Fluß gräbt Tokota das Grab – nur etwa achtzig Zentimeter tief. Dennoch eine harte Arbeit, denn die Erde klebt am Stock, der an seinem unteren Ende geteilt ist und als Schaufel dient. Ich helfe graben. Es ist beinahe dunkel. Sicher ist, daß mir der Regen nicht gut tut, aber an dem Punkt, wo ich mich jetzt befinde ... !

Bald ist das Grab bereit. Jacupibi und Tokota tragen Kawas Körper, der einem großen Paket gleicht. Männer, Frauen und Kinder, alle, die gehen können, folgen in Einerkolonne, im Chor die von Jacupibi angestimmten Klagen aufnehmend. Die beiden Indianer legen den Körper ins Grab und schütten es zu. Zuvor werfe ich rasch eine Handvoll Erde auf die Leiche des kleinen Freundes. Heiße Tränen rinnen mir über die Wangen. Lange bleibe ich hier noch im Regen stehen.

6. April. Ich esse einige Nüsse, aber ich muß mich dazu zwingen, denn ich ertrage deren Geschmack nicht mehr. Ich frage mich: Wie lange kann man sich damit durchbringen, wenn man die Malaria und die Grippe hat und dazu unterernährt ist? Wir müssen durchhalten bis zum 12. ...

Mandi, ein Knabe von ungefähr 7 Jahren, macht mir Sorge. Er weigert sich, etwas zu essen, und beharrt darauf, auf dem feuchten Boden zu schlafen.

7. April. Eine Gruppe Indianer mit Frauen und Kindern hat das Dorf verlassen. Sie wollen einige Wochen an einem Ort verbringen, der zwei Tagesmärsche weit entfernt ist, um eine besondere Bam-

busart zu holen, die zur Herstellung von Pfeilen dient. Es verbleiben somit von den 35 Eingeborenen nur 20 – fast alle krank – und wir beide hier.

Nun stirbt ein Ara. Einer der beiden Affen hat auch einen geschwollenen Kopf . . .

8. April. Beim Aufwachen grollt der Donner; der Regen prasselt auf die Palmen. Der kleine Tupam sagt mir, der Affe sei gestorben. Da überwinde ich mich und mache die Runde durch die Hütten . . .

9. April. Gestern abend spät hörte ich Husten neben unserer Hütte. Ich ging hinaus und fand Mandi im Regen auf dem Boden liegen! Ich erklärte ihm, daß das sehr gefährlich ist, und brachte ihn ins Männerhaus. Da er Waise ist, kümmert sich niemand um ihn. Mandi meinte, das sei nicht wichtig, da er ohnehin bald sterben, das heißt «lange schlafen» werde.

Heute morgen bin ich um 6 Uhr 15 aufgestanden. Meine Uhr ist noch das Einzige, was in diesem Dorf normal funktioniert. Ich entdecke zehn Meter vom Männerhaus entfernt den todesstarren Körper Mandis. Als Waise hat er kein Recht auf Klagegesänge. Eine Stunde später ruht er neben Kawa beim Fluß.

Im Dorf sind wir nurmehr 21. Der Tod geht um – man fühlt ihn umherstreichen, auf sein nächstes Opfer lauern.

Dem Ende entgegen

19 Uhr 30. Es gibt etwas Neues, aber etwas anderes, als man dachte. Gegen 18 Uhr höre ich einen Schuß Richtung Juruena. Ich lasse Léonard zurück. Indem ich mich auf alle Bäume und Lianen stütze, um mir vorwärts zu helfen, dringe ich in den Wald ein. Mein Repetiergewehr dient mir als Stock.

Zu meiner Überraschung begegne ich dem Seringueiro Cristoforo, bei dem wir am 17. Februar vorbeigekommen waren! Er erzählt mir, daß das Motorboot seiner Plantage keinen neuen Proviant gebracht habe und er, seine Frau und sein kleines Mädchen seit einer Woche nichts mehr gegessen hätten. Er hat es vorgezogen, eher das Risiko eines Besuches bei uns zu wagen, als auf seiner Insel zu verhungern.

Im Dorf richte ich ihm eine leere Hütte her, nachdem ich das Einverständnis der Indianer eingeholt habe, die keine große Überraschung zeigen. Gegen 20 Uhr kommt Jacupibi vom Fluß zurück mit acht Fischen. Er gibt mir zwei für die Familie des Seringueiro, zwei für uns und verteilt den Rest unter die Eingeborenen.

10. April. Es regnet! Heute morgen habe ich mir eine schmerzhafte Stelle an der rechten Hand mit dem Taschenmesser geöffnet und einen haselnußgroßen Eiterherd herausgeschnitten. Beim weiteren Herumdrücken an der Wunde kommt schließlich eine Made von mehr als einem Zentimeter Länge zum Vorschein! Nein, das ist noch zu früh . . .

Es muß doch etwas Ungewöhnliches in Porto dos Gauchos geschehen sein! Cristoforo wurde seit Ende Januar nicht mehr mit Lebensmitteln versehen! Ist das Motorboot ein zweites Mal gesunken, und diesmal endgültig? Hat es keinen Brennstoff mehr in der Kolonie? Gibt es eine neue Revolution? Einen dritten Weltkrieg?

Es ist dringend notwendig, daß endlich das Schiff kommt . . . Bald werden wir sonst Mandi und Kawa folgen . . . Die Frau und das kleine Mädchen Cristoforos konnten den Fisch nicht essen, ihre Magen nehmen nichts mehr auf . . .

12. April. Diese Nacht hat der Tod erneut zugeschlagen. Cristoforos Frau hat die Entbehrungen der letzten Wochen nicht ausgehalten. Léonard und ich haben dem armen Mann geholfen, ein Loch zu graben. Ohne Sarg, nur in ihre Hängematte eingewickelt, ruht nun die Frau für immer in der Erde der Erigpactsa-Indianer.

Heute müßte das Schiff ankommen. Den Indianern geht es besser, und es scheint, daß unter ihnen die Epidemie ihrem Ende entgegengeht. Aber auch wir gehen dem Ende entgegen. Wir müssen uns eingestehen, daß wir nicht mehr länger als eine Woche ausharren könnten, sollte das Schiff nicht kommen. Die menschliche Widerstandskraft ist groß, aber nicht unendlich.

13. April. Cristoforos kleinem Mädchen geht es sehr schlecht. Mir scheint, mein Augenlicht nehme ab. Es regnet! Die Mückenschwärme sind höllisch. 16 Uhr 30 . . . noch immer kein Schiff. Aber was kann man schon von einem Freitag, dem 13., erwarten?

14. April. Heute morgen um vier Uhr ist Cristoforo gekommen. Sein kleines Mädchen liege im Sterben. Beim Feuerschein haben wir seine letzten Minuten miterlebt, bevor es sich zu seiner Mutter begab. Dann haben wir es begraben.

Das Schiff hätte am 12. ankommen sollen. Es kommt wohl nicht mehr! Es bleibt uns nichts übrig,

als uns hinzulegen und das Ende, die Erlösung abzuwarten ... Können uns die Erigpactsa begraben? Mein Kopf ist so schwer ...

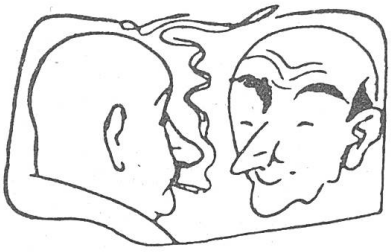
Diese Indianer haben den Beweis erhalten, daß es friedliche Zivilisierte gibt, und daß ein freundschaftliches Zusammenleben mit uns Weißen möglich ist. Aber wir sind im Begriff, dieses Ergebnis mit dem Leben zu bezahlen! Reue? Nein, ich weiß wohl, daß bei jeder Expedition, die ich antrete, die Möglichkeit besteht, nicht mehr zurückzukehren ... Aber ich denke an jene, die zurückbleiben, an jene, die mich erwarten und die traurig sein werden. Es bleibt indessen nichts anderes übrig, als sich niederzulegen und zu warten ...

15. April. Gestern um 12 Uhr 30 ankerte ein Schiff der Kautschuk-Gesellschaft in der Nähe des Dorfes und gab ein Signal. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen, um den Leuten zu sagen, daß sie am Ufer anlegen könnten, da die Indianer friedliche Menschen seien. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Heute, am 15. April, verlasse ich mit Léonard und dem Kautschuk-Sucher Cristoforo das Gebiet der Erigpactsa. Zuvor haben wir viele Medikamente, die das Schiff gebracht hat, verteilt.

Am 19. April waren wir zurück in Porto dos Gauchos. Am 1. Mai 1962 kamen wir in Cuiabá an, der Hauptstadt des Mato Grosso, wo wir seit mehr als einem Monat als vermißt galten. Am 3. Mai konnte ich in Rio de Janeiro dem Komitee zum Schutz der Indianer mitteilen: «Auftrag erfüllt!»

Zur Zeit, da der Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommt, werde ich wieder bei den Erigpactsa sein – diesmal vielleicht bei den Hügelbewohnern, den Arara, die anscheinend noch kaum mit den Kautschuksuchern in Kontakt gekommen sind. Diese dringen aber immer weiter vor, und mit ihnen die Epidemien. Zudem habe ich vernommen, daß sich ein Deutscher in dem Dorf niedergelassen habe, wo ich vor zwei Jahren soviel erlebte. Er soll – nach einem Brief aus Cuiabá – meine Indianer mit drakonischen Methoden, wie Entzug der Nahrung, zur Arbeit erziehen. Ich habe also manchen Grund, zu jenem kleinen Volk zurückzukehren, dessen Weiterbestand so sehr gefährdet ist.



Schweizerische Anekdote

Auf der Rückkehr von einer nicht ganz in gut bürgerlichem Rahmen verlaufenen Reise habe ich mir in London vor ziemlich vielen Jahren, als Student noch, an einem Nachmittag im Britischen Museum die Elgin Marbles angesehen, wobei mir unter den Besuchern unversehens ein Herr auffiel, bei dem ich die zunächst unbestimmbare Empfindung hatte, es müsse mit ihm irgendeine besondere Bewandtnis haben. So unauffällig dies in meiner speckigen Lederjacke und meinen bügelfaltenlosen Manchesterhosen angehen mochte, drückte ich mich in seine Nähe. Als ich die Sprache erkannte, in der er sich mit seiner Begleitperson unterhielt, wurde mir plötzlich bewußt: das mußte doch Bundesrat Petitpierre sein, der Vorsteher unseres Politischen Departements?

Da ich seit Wochen keinen Landsmann mehr zu Gesicht bekommen hatte, stach mich die Neugierde so sehr, daß ich ihn kurzerhand fragte, ob ich die Ehre hätte usw. Spürbar verwirrt gestand er seine Identität ein, behauptete, es freue ihn, mich kennenzulernen, und erzählte dann, daß er sich ja in amtlich-geschäftlichen Angelegenheiten in England aufhalte, daß er eben von einer Besprechung komme und weit in den Abend hinein wieder mit Amtspflichten werde in Beschlag genommen sein; so habe er sich nun gedacht, er könnte die Zwischenzeit eigentlich zu einem Museumsbesuch nutzen.

Nachdem wir uns gegenseitig noch gute Reise gewünscht hatten, überlegte ich gerührt, ob wohl ein Außenminister irgendeines anderen Landes einem äußerst ungepflegten und ganz unbekannten jungen Mitbürger ungefragt ausführliche Rechenschaft ablegen würde, wie es komme, daß er sich während den Bürostunden in einem Museum aufhalte. Nie habe ich so deutlich empfunden, wie der unscheinbarste Schweizer zugleich ein Vertreter des Volkes und damit des Souveräns ist. Und noch heute erscheint mir dieses Bild des von mir hoch verehrten, hervorragenden Regierungsmannes als ein trefflicher Ausdruck der Verankerung unserer Demokratie in unserer ganz besonderen, pflichtbewußten und demokratischen Eigenart.

R. Sch. in Z.